

Sie hat eine große, dicke, ästige Wurzel, die tief in die Erde geht. Die Wurzelblätter sind herzförmig rund, glatt, runzlicht, anderthalb bis zwey Fuß lang, und stehen auf dicken, rothen, zwey Fuß langen Stielen, die oben flach, unten aber ausgehöhlt sind. Sie sind sehr sauer und kühlend. Zwischen denselben erhebt sich ein einfacher, dicker, zwey bis drey Schuh hoher, rother Stängel, der an den Gelenken mit ähnlichen doch kleinern Blättern besetzt ist, und an seiner Spitze eine sehr dichte und große Traube kleiner weißlicher Blumen trägt. Die Wurzel davon wird eigentlich Rhapontik oder Pontische Rhabarber (Rhaponticum) genähnt, wird aber bloß von Rosärzten gebraucht. Sie unterscheidet sich von dem wahren Rhabarber, indem die Stücke länglicher und von dunkelgelberer fast brauner Farbe sind. Sie ist zwar, wenn man sie in der Mitte durchschneidet, gelb und weiß marmorirt, zeigt aber strahlenförmige Zeichnungen, die von der Mitte nach dem Umkreise laufen, welches bey der Rhabarber nicht statt findet. Sie knirscht auch nicht so wie diese unter dem Zähnen und hat einen zusammenziehenderen, schleimichten, weniger bitteren und ekelhaften Geschmack.

§. 155.

X. Mit zehn Staubgefäßen in einer Zwitterblume.

1. Mit einem Stempel.

220. Sülsenbaum (*Hymenaea Courbaril*) wächst in Westindien, besonders in Brasilien, u a uen

nien und andern Orten. Es ist ein Baum von arßerordentlicher Größe, dessen Holz äußerst schwer ist, und aus dessen Stamm, vornehmlich der Wurzel, das Harz, welches Animengümmi, Flussharz oder Bourbarilharz (*Gummi Anime*) genannt wird, ausfließt. Zuweilen findet man es unter den Wurzeln des Baumes in großen Klumpen zusammengelassen. Es ist trocken, in kleinen Stücken von verschiedener Gestalt und Größe, hellgelb und durchsichtig, auf der Oberfläche als mit Mehl bestäubt, im Bruche glänzend, von schwachen harzigen Geschmack, und giebt, wenn man es auf Kohlen wirft, einen angenehmen Geruch. In Wasser löset es sich gar nicht, in Weingeist gänzlich, wiewohl langsam auf. In der Wärme löset es sich erweichen, und brennend verzehret es sich fast ganz. Weder Destillation mit Wasser soll es ein weniges Del geben. Die Vermischung oder Zusammenschmelzung mit Kopal löset sich durch den Weingeist erkennen, da er sich in diesem nicht auflöst.

221. Senne (*Cassia Senna*) ist ein Sommergewächs, das aber staudenartig wächst, und vier Fuß hohe holzige Stängel treibt. Von diesem Gewächse sind in Apotheken die Blätter und Samenkapseln gebräuchlich. Die Sennesblätter (*Folia Sennae*) sind in ihrer Güte nach dem Orte, von wo sie hergebracht werden, verschieden. Die besten sind diejenigen, die in Aegypten, oder eigentlich in Oberägypten, wo die Senne zu Hause ist, gesammelt, und Alexandrinische Sennesblätter (*Fol. Sennae Alexandrinae* s. *de la Palte*), weil man sie über Alexandria bringt, genannt werden. Diese eckrund längliche Blätter endigen sich in eine Spitze, sind gelblich grün,

Kleinen Sennesblätter (*Fol. Sennae parva*), die zum Theil staubicht sind, möchten wohl zum Theil von der deutschen Senne (*Colutea arborescens*) einem im südlichen Europa einheimischen Sträuche gesammelt, und, damit sie nicht unterschieden werden können, mit Fleiß klein gemacht und mit den Bruchstücken der wahren Sennesblätter vermischt werden. Die Schoten, die Sennesbälglein (*Folliculi Sennae*) genannt werden, sind längliche, kurze, abgerundete, sichel-förmige, flachgedrückte Hülsen, in denen, vier bis sechs Samen von der Größe der Traubenkerne enthalten sind, haben keinen Geruch, und einen etwas salzigen doch bitteren Geschmack. Auch von diesen zieht man die Alexandrinischen den Tripolitaniſchen vor, welche letztere kleiner, weniger grün, sehr schwarz und braunflechtig sind.

222. Kohnkassie (*Cassia fistula*) ist ein Baum von ansehnlicher Größe, dessen Früchte unter dem Namen Kohnkassie oder Purgierkassie (*Cassia fistula* s. *fistularis*) in Apotheken aufgenommen sind. Es sind schwarze, runde, harte, gerade oder auch wohl etwas gekrümmte Hülsen, die einen Zoll dick, und ein bis zwey Schuhe lang sind. Inwendig sind sie durch querlaufende Scheidewände in viele Fächer abgetheilt, in deren jeglichem ein dunkelgelber mit einem schwarzen, süßen und weichen Mark (*Pulpa Cassiae*) umgebener Samen liegt. Man findet diesen Baum in ganz Ost- und Westindien, wo er entweder wild wächst, oder mit Fleiß gepflanzt wird. Auf den Antillischen Inseln ist er so häufig, daß man die Schiffe mit den Früchten statt Ballast beladet. Man unterscheidet die Orientalische und Occidentalsche Kassie. Von jener wird die

die sogenannte Levantische Kaffie, die aus Kambaja, Kanonor und anderen Orten Indiens kömmt, für die beste gehalten, und besteht aus grösseren und dickeren Hülsen. Die Alexandrinische oder Aegyptische, die aus Aegypten über Alexandrien kömmt und unreif gesamlet wird, ist dünner, und wird jener nachgesetzt. Die Occidentalische wird überhaupt für schlechter als die Orientalische gehalten, und von dieser ist die aus den Antillischen Inseln noch die beste, die auch meistens im Handel ist. Von der Brasilischen, die sehr groß und stark ist, sagt man, daß sie nicht purgirend seyn soll. Beym Einkauf der Kaffie muß man darauf sehen, daß sie frisch, schwer, glatt und inwendig mit weichem, schwarzem, süßem, nicht herbem, saurem oder schimmellichem Mark erfüllt sey. Wenn man die Hülse schüttelt, müssen die darin befindlichen Samen kein Geräusch machen, welches sonst anzeigt, daß der Mark eingetrocknet ist *).

223. Balsambaum (*Miroxylon peruvianum*) ist ein sehr schöner ansehnlicher Baum, der in den heißesten Gegenden von Terra firma im südlichen Amerika wächst, und dessen Rinde sowohl als
 U 4. alle

*) Gelegentlich erwähne ich hier zugleich der Libidibischote (*Siliqua l. Faba Libidibi*), mit der man in Schweden Versuche angestellt hat. Sie soll von dem Amerikanischen Baume herkommen, den Herr Professor Jaquin Poinciana *covaria* nennt, und der in Kurakao und Karthago wachsen soll. Die Schote ist ohngefähr zween Zolle lang, braun, etwas rauh, auf beyden Seiten platt, und meistens als ein lateinisches S gebogen, und enthält in Hächern viele olivenfarbige, glänzende, platte und eyförmige Samen. Sie hat keinen Geruch, aber einen sehr zusammenziehenden bitteren Geschmack.

alle übrigen Theile sehr harzig sind. Selbst die Substanz der Blätter ist mit lauter durchsichtigen harzigen Punkten besät. Von diesem Baume, der nur ganz neuerlichst den Kräuterkundigen bekannt geworden ist, erhält man den sogenannten Peruvianischen oder Indianischen Balsam (*Balsamus Indicus niger*, *Peruvianus de Peru*). Erstere Benennung hat er bloß deshalb erhalten, weil er vor Zeiten aus *Terra firma* nach Peru, und von hier erst nach Europa gebracht wurde, und man daher glaubte, daß Peru sein Vaterland wäre. Dieser Balsam ist von der Dicke eines Honigs, so daß er sich zwischen den Fingern in feine Fäden ziehen läßt, und als ein Tropfen auf Papier gesetzt stehen bleibt, ohne auseinander zu fließen. Er hat eine braunschwarze Farbe, die bey dem Ausstreichen auf Papier und in kleinen Tropfen ins röthliche schießt, und durchsichtig ist. In kaltes Wasser getropfelt, fällt er zu Boden; im kochenden dagegen schwimmt er zum Theil als eine Haut auf der Oberfläche, theils sinkt er nieder. Wenn er vorher erwärmt worden, läßt er sich anzünden. Der Geschmack ist gewürzhafft, bitterlich und etwas scharf: der Geruch angenehm, der Vanille ähnlich und durchdringend. Es wird derselbe auf mancherley Art verfälscht, oft künstlich nachgemacht, so daß der Betrug biweilen schwer zu kennen ist. Der aufrichtige läßt sich in höchstrectificirtem Weingeist bis auf wenige bräunliche Flocken vollkommen auflösen und mit ausgepreßten Oehlen nicht vermischen. Letzteres vereinigt sich bey der Vermischung bloß mit dem wesentlichen Oehle des Balsams, daher der größte Theil desselben als ein zähes Harz, woraus man Pillen formiren

ren kann, auf dem Boden liegen bleibt. Sollte die Verfälschung mit dem Kopaiubalsam geschehen seyn, so wird sich dieser, wenn Vitriolöhl zugegossen wird, durch ein starkes Aufwallen und übelriechende Dämpfe leicht zu erkennen geben, statt daß der wahre Peruvianische Balsam sich damit ganz ruhig und ohne Wärme vermischt. Wenige Tropfen dieses Balsams, die dem Vitriolöhl zugefetzt werden, geben demselben eine rothe Farbe. Die Verbindung desselben mit Oehl durch Beyhülfe des Wachses läßt sich bey einer gelinden Erwärmung erkennen, woben sich der aufrichtige Balsam abscheidet und zu Boden sinkt. Die Nachkünstelung mit dem brenzlichen Benzoes-Mastich, oder Beyrauchöhl würde sich durch den weniger angenehmen Geruch unterscheiden lassen. Ist dem Perubalsam eine feine Sorte Terpentin oder ein dicker Zuckersaft benzemischt, so wird der Geruch, wenn er auf Kohlen getröpfelt wird, dieses entdecken. Auch schon das Wasser, womit man ihn schüttelt, wird die letztere Beymischung zu erkennen geben. Ein Pfund des ächten Balsams giebt bey der Destillation mit Wasser zwey Loth ätherisches Oehl von röthlicher Farbe, und ein nach diesem Balsam angenehm riechendes Harz bleibt zurück. Man soll ihn erhalten, indem man die Rinde, Zweige und andere Theile des genannten Baumes klein schneidet, und mit Wasser auskocht, da denn der Balsam oben auf schwimmt, und mit einem Löffel abgeschöpft wird. Der Balsam aber, der aus diesem Baume durch Einrißen der Rinde in Stamm und Aesten von selbst abfließen soll, ist weiß, flüssiger und vorzüglicher, und wird weißer Peruvianischer Balsam (Bals. Peruvianus albus) genannt. Sol-

ner Seltenheit wegen ist er nicht im Gebrauche. Der trockene Balsam (*Opopobalsamum siccum*, Balsam, Peruvianus s. Indicus siccus) ist der eben jetzt genannte weisse Balsam, der in kleinen Kürbischalen oder Kalabassen aufgefunden, getrocknet, und in diesen Schalen, die mit einer schwammigen Materie verstopft sind, gemeinlich unzugänglich wird. Es ist ein gelbes Harz, hat einen starken Benzoesgeruch, und einen schärferen Geschmack als der Tolibalsam, der oft für denselben ausgegeben wird.

224. Brasilienbaum (*Caesalpinia vesicaria*?). Man hat von diesem Baum noch keine hinlängliche Nachricht. Er wächst in Jamaika und Brasilien. Das rothe Brasilienholz, Brasilge, Braunsilgenholz oder Braunholz (*Lignum Brasilianum rubrum*), welches dunkelroth, zum Theil gelbbraun, sehr schwer und ziemlich hart ist, soll nur der inwendige Kern des Stammes seyn. Es wird unter dem Namen Brasiletto aus Amerika nach Engelland gebracht. Man hat verschiedene Sorten davon *), die entweder in ganzen Stücken oder in Späne geraspelt sind.

225.

*) Das schönste und theuerste Brasilienholz ist das sogenannte Fernambukholz oder Fernebock (*Lignum Fernambuci*), das eine sehr schöne Rinde hat. Es ist der Kern eines andern Baumes, (*Caesalpinia echinata* Lamarck.) dessen Holz übrigens weiß ist, und hat seinen Namen von der Stadt Fernambuk, von wo es eingeschiffet wird. In Apotheken bedient man sich desselben vornehmlich zur Bereitung der rothen Tinte (*Atramentum rubrum*), die nach folgender Komposition verfertigt, viele Jahre durch ihre schöne Farbe beständig behalten soll. Auf ein Viertelpfund des besten Fernebocks werden zwey Loth ge-

225. Oehlnußbaum (*Hyperanthera Moringa*) wächst in Syrien, Aegypten, Malabar und Zeylon. Es wird ein sehr hoher Baum, dessen Samenbehältnisse anderthalb Fuß lange Hülsen sind, die in einer weichen Substanz dreyeckige hellgraue Samen von der Größe einer Haselnuß einschließen. Man nennt sie Ben, oder Beennüsse (*Nuces Been* s. *Behen*, *Balani myreplicae*, *Glandes unguentariae*). Die äussere graulichte Schale derselben ist dünn und sehr zerbrechlich, unter dieser ist eine weisse und schwammige Haut, die einen sehr öhlichten Kern enthält. Sie haben einen bittern, scharfen und unangenehmen Geschmack, geben aber durchs Auspressen eine ziemliche Menge eines fetten, hellen, gelblichen und dicklichen Oehls, welches keinen Geruch und Geschmack hat, in der Kälte gerinnet, und, wie man sagt, nicht ranzig werden soll. Es wird Beenoehl (*Oleum Been* s. *Balatinum*) genannt. Man braucht es zur Infusion verschiedener wohlriechender Kräuter, als z. B. bey Verfertigung des Jasminoehls (n. 9.) Linnæ glaubt, daß das blaue Sattelholz oder Griesholz (*Lignum Nephriticum*) von demselben Baum abstamme. Es ist diese Meynung aber unwahrscheinlich, da der Oehlnußbaum in Asien wächst, dieses Holz aber aus Peru kömmt. Es wird in großen Stücken zu uns gebracht, die auswendig hellbraun oder bleichgelb, inwendig dunkelbraun sind. Es ist schwer, hart, fest,

stößener Maan genommen. Dieses wird mit zwey und dreyßig Unzen Regen- oder Kieselwasser gekocht, bis die Hälfte davon übrig bleibt. In der warmen durchgeseihten Tinte werden nachher Arabischer Gummi und Zucker, von jedem zwey Loth aufgelöst,

fest, hat keinen Geruch, und wenig zusammenziehenden Geschmack. Wenn es mit Wasser gekocht wird, siehet das Dekokt, wenn man es zur Seite sieht, bläulich braun; wenn man aber hindurch sieht, röthlich oder hellbraun aus.

226. Pockenholz (*Guaiacum officinale*) ist ein Baum, der eine ansehnliche Höhe erreicht, wegen seiner immergrünenden Blätter, zahlreichen himmelblauen Blumen und flachen gelben Samenkapfeln ein vortrefliches Ansehen hat, und in Jamaika, Domingo und den meisten Inseln in Westindien wild wächst. Alle Theile dieses Baums sollen scharf, und unangenehm im Geschmacke seyn. Man hält von diesem Baume das Holz, Rinde und Harz in Apotheken. Das Holz, welches gewöhnlich Guajackholz oder Franzosenholz (*Lignum Guajaci*, Quaiaci, benedictum, Indicum s. sanctum *) genannt wird, sinkt seiner Schwere wegen im Wasser nieder, ist sehr hart, harzig und von einer schwarzen ins grünliche fallenden Farbe. In je höherem Grade diese Eigenschaften wahrgenommen werden, für desto besser wird es gehalten. Die großen Stücke sind oft von einer Seite mit hellgelbem Splint bedeckt. Der Geschmack ist bitterlich, und angezündet giebt es einen angenehmen Geruch. Es wird entweder in Stücken, wovon manche noch mit dem hellgelben Splinte bedeckt sind, oder schon geraspelt (*Rasura L. Sancti*) in Apotheken gebraucht. Letzteres hat eine grün-

*) Das eigentliche *Lignum Sanctum* kömmt nicht von obigem Baume, sondern von einem andern, der *Guaiacum sanctum* heißt. Es ist leichter als jenes, blaßgelb oder weißlich, und wird für weniger wirksam gehalten.

braune oder gelbe Farbe. Das Harz beträgt in dem Holze allemal mehr als der in Wasser auflösliche Theil. Um diesen oder das wäſſrige Extrakt zu erhalten, wird ein langes anhaltendes Kochen erfordert. Zwanzig Pfunde des fein geraspelten Holzes haben mir nur sieben Unzen Extrakt gegeben. Die Rinde (*Cortex L. Sanct. s. Guaiaci*) ist dünn, von aschgrauer oder schwärzlicher Farbe, und gleichsam aus verschiedenen Lagen oder Blättern zusammengesetzt. Sie enthält weniger harzichte als gummichte Theile. Das überflüssige Harz des Holzes und der Rinde tritt öfters von selbst aus alten Bäumen aus, und wird in ziemlich großen, manchmal auch wohl in kleineren Stücken unter dem Namen Guajakharz oder Guajakgummi (*Resina Guaiaci nativa, Gummi Guaiaci s. L. Sancti*) gesammelt. Nach Wright erhält man dasselbe auch auf folgende Art: Es wird der Stamm und die größeren Aeste in etwas mehr als drey Schuh lange Stücke zersägt, diese der Länge nach durchbohret, und das eine Ende von jedem, über ein Feuer gelegt, so daß in eine untergesetzte Kalabasse oder Kürbischale, das durch die gebohrte Oefnung rinnende Harz abfließen kann, während dem das Holz nach und nach verbrennt. Man soll es auch erhalten, indem die Spähne und das Sägemehl von dem Holze mit Wasser und Küchensalz gekocht werden, woben das Harz oben auf schwimmt und abgenommen wird. Dieses Harz hat eine gelbe oder röthlichbraune Farbe, die ins Blaugrüne spielt, ist nur bloß gegen das Licht gehalten, vollkommen durchsichtig, und im Bruche glänzend und uneben. Es läßt sich ohne Zusammenzukleben zerreiben, und giebt ein weißes Pulver, das mit

mit der Zeit etwas grünlich wird. Zwischen den Zähnen wird es zähe, ob es sich gleich zwischen den Fingern nicht erweicht. An sich hat es keinen Geruch: auf Kohlen geworfen aber verbreitet es einen eigenen, nicht unangenehmen Geruch. Der gummichten Theile enthält es äusserst wenig, und ist daher beynahe durchaus für ein Harz zu halten. Wenn es sehr dunkelbraun ist, oder auf Kohlen einen übeln Geruch verbreitet; kann es auf den Nahmen eines ächten Guajakharzes nicht Ansprüche machen. Dieses Harz kommt bisweilen mit dem Geigenharz versetzt vor, ja Herr Nösch bemerkt sogar, daß man statt demselben auch wohl gewöhnliches Harz, das mit dem Harz von der Schaafgarbe in Weingeist aufgelöst, grünlich gefärbt worden, erhalte. Beydes wird zwar sich durch den Terpentingeruch, der dem reinen Guajakgummi nicht zukommt, zu erkennen geben, wenn es auf Kohlen gestreuet wird. Eine ungleich vortreflichere Probe der Verfälschung des Guajakharzes mit Geigenharz hat Herr D. Schaub entdeckt und Herr Bucholtz genauer bestimmt. Letzterer fand, daß beyderley Harze aus ihrer Auflösung in Weingeist mit Wasser niederschlagen, in zugeröpfelter Aetzlauge sich wieder auflösen und eine Seife bilden; daß aber die Geigenharzseife in mehr als erforderlichlich zugesetzter Aetzlauge sich wiederum heraus bezieht, und nur sich darin unauflöslich zeigt: die Guajakseife dagegen dadurch ungedändert und klar bleibt, und keine Niederschlagung erleidet. Diese Probe wird daher auf folgende Art am besten angestellt. Man löse das zu prüfende Guajakharz in so wenig höchst rectificirten Weingeist als möglich auf, die filtrirte Auflösung schlage man mit eben so viel

Wass.

Wasser, als nur gerade zureichend ist, nieder, und tröpfle zu dieser milchähnlichen Flüssigkeit langsam Aetzlauge so lange zu, bis sämtlicher Niederschlag vollkommen aufgelöst ist. Ist dieses erfolgt, so fahre man fort Aetzlauge hinzuzutropfen. Ist das aufgelöste Guajakharz rein, so wird alles hell und ungetrübt bleiben; ist es dagegen mit Geigenharz verfälscht, und wenn auch der Zusatz desselben noch so geringe wäre, so erfolgt ein Niederschlag, der bey mehr zugesetzter Aetzlauge immer zunimmt, bis beynähe sämtliches Geigenharz, als Harzseife ausgeschieden ist. Das Guajakgummi hat die besondere Eigenschaft, daß die Auflösung desselben im Weingeist durch wenige Tropfen rauchender Salpetersäure, selbst durch den Dampf derselben, durch hinzugeleitetes Salpetergas, und durch Mischung der versüßten Salpetersäure schön blau gefärbt wird. Eben diese Farbe entsteht selbst dann, wenn dieses Harz mit einer dicken Auflösung des arabischen Gummi in einen Mörser bey mäßiger Wärme verrieben, und die dadurch erhaltene gleichförmige Verbindung mit Wasser verdünnt wird. Diese blaue Farbe hat ihren Grund in der Verbindung des Guajakharzes mit dem Sauerstoff, welchen es theils der Salpetersäure, theils der atmosphärischen Luft, deren Zutritt ihm verstattet worden, entzieht. Die Erscheinung dieser blauen Farbe bezeichnet aber nicht bloß das ächte, sondern findet auch bey dem, mit gemeinem Harz versetzten Guajakgummi statt. Bloß wenn das erstere allein, wie vorher bemerkt worden, für dieses ausgegeben wird, kann die Probe gelten, weil dann jene Farbe nicht entsteht.

227. Weisser Diptam (*Dictamnus albus*, Zorn. t. 436.) wächst in dem gemäßigten Erdstriche von Europa, und ist eine Zierde in unseren Gärten. Die Stängel werden bis drey Schuh hoch und sind mit Blättern besetzt, die aus zwey bis drey Paar einzelner Blättchen, die dunkelgrün, glänzend und eyrund sind, bestehen, und sich mit einem ungleichen endigen. Die Blumen kommen in langen Aehren oben am Gipfel zum Vorschein, haben einen fünftheiligen Kelch und eine irreguläre fünfblättrige Krone, die entweder weiß oder blaßroth mit purpurfarbenen Streifen ist. Ausser den Blumeablättern sind fast alle übrige Theile der Blume, selbst der obere Theil des Stängels mit rothen klebrichten Haaren besetzt. Die Ausdünstungen dieser Pflanze sind so entzündlich, daß wenn man im Sommer an einem finstern Orte unter die Blumen derselben ein brennend Licht hält, plötzlich eine Flamme entsteht, die sich um die ganze Pflanze ausbreitet. Die Wurzel (*Rad. Dictamni albi* s. *Fraxinellae*), die officinell ist, ist länglich, weiß, inwendig einigermaßen schwammicht, und hat die Dicke eines Federkiels. Frisch hat sie einen besonders starken Geruch und sehr bitteren Geschmack, durchs Trocknen aber verliert sie fast alle Kräfte. Man pflegt gemeinhin bloß die Rinde der Wurzel, die röhrenförmig zusammengerollt ist, in Apotheken aufzubehalten.
228. Raute, Weinraute (*Ruta graveolens*, Zorn. t. 163.) wächst im südlichen Europa und Afrika wild. In unsern Gärten kömmt dieses niedrige Strauchgewächs gut fort. Die Blätter desselben sind aus rundlichen Lappen, die eine blaugrüne Farbe haben, doppelt zusammengesetzt. An den

Enden der Zweige erscheinen die Blumen, nachdem vorher der Hauptstängel sich in verschiedene Nebenstängel zertheilt hat. Die oberste Blume hat allezeit einen fünftheiligen Kelch, fünf Kronblätter, zehn Staubgefäße und eine fünftheilige Samenkapsel: die Seitenblumen aber meistens einen viertheiligen Kelch, vier Kronblätter, acht Staubgefäße, und hinterlassen eine viertheilige Samenkapsel. Die Farbe der Blumen ist gelb, und fällt etwas ins Grüne. Die Samen sind klein, eckigt und schwarz. Die ganze Pflanze hat, wenn sie frisch ist, einen scharfen, bitteren und eben nicht angenehmen Geschmack und unangenehmen Geruch. Im Trocknen geht beydes größtentheils verloren. Kraut und Samen (*Ab. Rutae* s. *Rutae hortensis*) ist officinell. Diese Pflanze giebt nur eine sehr geringe Menge ätherisches Oehl; die so verschieden ausfällt, daß sie auch nicht einmal ohngestalt bestimmt werden kann. Zehn Pfund Kraut mit den Blumen und Samenkapseln gaben mir drey Quentchen Oehl. So lange, als dieses noch ganz frisch ist, gerinnt es bey starker Kälte gleich dem Aniööhl.

229. Tolucaischer Balsambaum (*Toluifera Balsamum*) wächst in der Provinz Tolu oder Honduras in Amerika. Er giebt den bekannten Tolucaischen Balsam (*Balsamus Tolutanus* s. *de Tolu*, *de Carthagenä*), indem man bey der heißesten Tageszeit Einschnitte in den Baum macht, und den herauslaufenden Saft in Gefäßen aufhängt. Er hat die Dicke des Terpenins, eine dunkelrothe ins Goldgelbe fallende Farbe, einen angenehmen, aus Benzoes und Zironen gemischten Geruch, und scharfen aromatischen nicht ekelhaften Geschmack. Weil er mit der

Zeit eintrocknet und spröde wird; so erhält man ihn halbflüssig oder auch schon trocken in ausgehöhlten Kürbissen, in welchen er oft die Stelle des trockenen Balsams (*Opobalsamum siccum*) (n. 223.) vertreten muß. Er muß sich mit dem Finger eindrücken lassen, oder wenigstens zwischen den Zähnen zähe werden. Im Weingeist löst er sich vollkommen auf, und vermischt sich auch leicht mit ätherischen, schwerer aber mit ausgepreßten Öhlen. Durch den Terpentingeruch, wenn er auf glühende Kohlen geworfen wird, entdeckt sich die Verfälschung mit Gubenharz.

230. Kampechebaum (*Haematoxylon Campechianum*) wächst am häufigsten bey Kampeche auf der Halbinsel Yucatan in Neuspanien und auf Jamaika, so wie nun auch auf den Antillischen Inseln. Es kommt davon das Kampecheholz, Blauholz oder Blutholz (*Lignum Campechiense*, *Campechianum*, *Campeleanum*), welches der inwendige Kern des Stammes ist. Es ist fest, schwer und von dunkelrother Farbe. Der Geschmack davon ist einigermaßen zusammenziehend und süßlich. Die Färber brauchen es zum Schwarz- und Rothfärben, und seit kurzem bedient man sich desselben als eines Heilmittels. Es giebt sowohl der Extraktion mit Weingeist als Wasser eine rothe Farbe. Ersterer ziehet davon mehr aus. Zwey und dreyßig Unzen Holz geben fünftehalb Unzen wäßriges Extract.

231. Mahagonibaum (*Swietenia Mahagoni*, Hayne t. 19.) wächst auf den Inseln Cuba, Jamaika und Hispaniola in großem Ueberfluß, und man trifft ihn auch auf den Bahamischen Inseln an. Er wächst schnell, und wird so groß, daß man

man sechs Schuh breite Planken daravß schneiden kann, ob er gleich meistens auf festen Felsen statt findet, wo er fast keine Erde zu seiner Nahrung antrifft. Das Holz desselben ist seiner Festigkeit, Dauer und Schönheit wegen durchgehends bekannt. Die Rinde (*Cortex Mahagoni*), die in Engelland als Fiebermittel gebraucht wird, besteht aus abwechselnden blättrigen rothen und weissen Lagen, und ist mit einer gelben runzligen fast lederartigen Oberhaut bedeckt. Der Geschmack derselben ist sehr zusammenziehend und bitterer als der Chinarinde, der Geruch ist schwach und gewürzhafft. Der beim Stoßen dieser Rinde aufsteigende Staub erregt Niesen und brennenden Schmerz im Schlunde und Husten.

232. *Soymidabaum* (*Sويتينيا febrifuga*, Hayne t. 20.) wird in Ostindien gefunden. Er wird sehr dick und hoch. Sein Holz ist dunkelroth, hart, schwer und fest, und wird zur Stelle häufig zum Bauen verwandt. Die Rinde (*Cortex Soymidae*), die ebenfalls gegen die Wechselfieber in Engelland gebraucht wird, hat die Länge von einem halben bis zwey Fuß, die Breite von ein bis acht Zoll und eine mäßige Dicke. Sie ist roth, brüchig, und dabey so dicht, daß sie einer Politur fähig ist. Von aussen ist sie mit einer dünnen, rauhen, aschgrauen und gleichsam punktirten Haut bedeckt. Der Geschmack und Geruch derselben kömmt mit der Mahagonirinde (n. 237.) überein. So wohl Wasser als Weingeist werden davon roth gefärbt.

233. *Quassienbaum* (*Quassia amara*) wächst häufig in Surinam, Guiana und Kajenne. Er wird nicht sehr stark, blüht schon, wenn er kaum

die Dicke eines kleinen Fingers hat, und fast immerwährend. Seine glänzende gefiederte Blätter und purpurrothe Blumen, die durch die gelben Staubbeutel noch mehr erhöht werden, geben den amerikanischen Wäldern ein prächtvolles Ansehen. Das in neuerer Zeit eingeführte Quassien, oder Surinamische Bitterholz (*Lignum Quassiae*) ist das Holz von der Wurzel, oder, wie einige mit größerer Wahrscheinlichkeit behaupten, von dem Stamme des Baumes. Man erhält es in Stücken von verschiedener Länge und von der Stärke einer Federspuhl bis zur Dicke des Arms, die eine sehr bleichgelbe Farbe, und eine dünne, rauhe, weißgraue, zerreibliche und leicht abzutrennende Rinde haben. Es riecht nicht, hat aber einen sehr reinen bitteren Geschmack, der nicht unangenehm ist, aber sehr lange auf der Zunge zurückbleibt. Die Rinde ist noch bitterer als das Holz. Eine stärkere Bitterkeit soll die Rinde der Wurzel haben, und noch bitterer die Blumen seyn. Da die dickeren Stücke des Holzes allemahl bitterer befunden werden, so ziehet man sie den dünneren vor, jedoch sollen die Armsdicken Stücke nicht ächte Quassie seyn. Diejenige, die mit grauer, brauner, blauer oder schwärzlicher Farbe durchzogen sind, welches eine Verderbnis derselben zum voraussetzt, indem diese Stücke keinen bitteren Geschmack erregen, müssen verworfen werden. Die Menge des Extractes, die man aus der Quassie erhält, fällt sehr verschieden aus. Bisweilen haben wir sechs, zehn Unzen nach viermahligem Auskochen viertelhalb Unzen gegeben. Zu anderer Zeit habe ich aus sechs Pfunden nur acht, neun bis zehn Unzen erhalten. Aus der Rinde erhält man noch ein

einmahl so viel. Ein Gran davon macht vier Pfunde Wasser gelblich und bitter. Das kalte Wasser zieht, besonders vermittelst des Reibens, mehr aus diesem Holze, als das heiße, selbst kochende, Wasser. Das davon destillirte Wasser hat eine gelbliche Farbe und bitteren Geschmack. Severi will auch ein ätherisches Oehl erhalten haben: welches aber anderen zu erhalten nicht geglückt hat. So wie man versichern will, sollen die Westindier die Quassie zuweilen mit dem Holz des Korallensinnach (*Rhus Metopium*), das sich in seinen Kräften ganz von diesem unterscheidet, verfälschen. Dieser Betrug kann theils durch die Rinde, die dem Holze fester anhängt, und mit schwarzen Harzstücken bedeckt ist, theils auch dadurch erkannt werden, daß der Aufguß dieses Holzes mit aufgelöstem Eisenvitriol schwarz wird, welcher die Farbe der Extradition des ächten Quassienholzes nicht im mindesten ändert.

234. Simaroubabaum (*Quassia Simaruba*) wächst an sandigen Orten in Kajenne, Guiana, Karolina, Jamaika, und erreicht eine Höhe von vierzig Fuß. Männliche und weibliche Blumen werden auf einer und derselben Pflanze vermischt gefunden. Von der Wurzel desselben kömmt die sogenannte Simaroubarinde oder Ruberrinde (*Cortex Simaroubae*), die weißlich gelb, dick, fafericht, biegsam, sehr zähe, und daher schwer zu pülvern, von keinem Geruch und sehr bitterem Geschmack ist. Die Stücke davon sind öfters über einige Schuh lang, verschiedentlich der Länge nach zusammengelegt, und wegen ihres lockeren Gewebes sehr leicht. Das Dekolt mit Wasser ist, so lange es noch warm ist, weiß, schleimig

milchig und fast milchigt; wird aber beym Erkalten röthlich und durchsichtig *).

235. Porsch (*Ledum palustre*). Dieser Strauch wird zwey bis vier Fuß hoch, und wächst bey uns an sumpfigen Orten. Die Blätter haben eine große Aehnlichkeit mit den Rosmarinblättern. Sie sind linienförmig, stumpf, am Rande zurückgeschlagen, oben glänzend und gelbgrün, auf der unteren Seite aber mit einer braungelben Wolle, und eben so auch die jungen Zweige, bekleidet. Die Blumen sind fünfblättrig, weiß, und erscheinen in großen flachen Sträußen. Das Kraut, welches man auch Post, Viehnpost oder wilden Rosmarin (*Hb. Rosmarini sylvestris*) nennt, ist officinell. Im Frühjahre, wenn es noch jung ist, hat es einen angenehmen Geruch, der aber mit dem Alter der Pflanze sehr stark und betäubend wird. Der Geschmack ist etwas bitter und zusammenziehend. Bey der Destillation mit Wasser giebt es ein weißes ätherisches Oehl, und ein bitterlich gewürzhafte Wasser von betäubendem Geruch.

236. Sibirische Schneerose, Lorbeerrose (*Rhododendron Chrysanthum*), wächst auf den höchsten kältesten Gipfeln der waldlosen Schneebürge in Daurien und dem ganzen östlichen Sibirien. Die Blätter und Striele dieses Gewächses (*Stipites et Hb. Rhododendri Chrysanthi*) werden in Sickerkrankheiten empfohlen. Die Zweige

*) Das Simaroubaholz (*Lignum Simaroubae*) ist bey uns nicht gebräuchlich. Die Stücke, die man davon erhält, sollen dick, leicht und weiß seyn. Einige sagen, es sey unschmackhaft, andere behaupten mit mehr Grund, daß es sehr bitter sey.

Zweige sind von der Dicke eines Federkiels. Die Blätter stehen wechselsweise, sind eiförmig, sehr adrig, am Rande zurückgebogen, oben rauh und steif als Lorbeerblätter. Trocken haben sie keinen Geruch, aber einen herben, zusammenziehenden und bitteren Geschmack *).

237. Bärentraube, Sandbeere, Steinbeere (*Arbutus Uva ursi*, Zorn. t. 62.) wächst an unfruchtbaren sandigen Orten, in Wäldern und auf Bergen. Es ist eine zwey, drey bis vier Schuhe hohe Staude, die dem Preusselbeerstrauche (n. 201.) sehr ähnlich ist, und da sie nur zu leicht damit verwechselt werden kann; so ist es nöthig, den Unterschied davon anzuzeigen. Der Stängel der Bärentraube liegt flach auf der Erde: des Preusselbeerstrauches dagegen schief und aufrecht. Die Blätter der Bärentraube sind da, wo sie festsetzen, schmaler, dicker und auf der unteren Seite glatt, fein adrig, und ohne Punkte: statt daß die von den Preusselbeeren am Ende breiter, dünner, und auf der unteren Seite getüpfelt sind. Die Bärentraube hat eine eiförmige Krone, die unter dem Fruchtknoten befestiget ist, und zehn Staubfäden: die Preusselbeeren hingegen eine glockenförmige, tief eingeschnittene Krone, die über dem Fruchtknoten befestiget ist, und acht Staubfäden hat. Die Steinbeeren sind mehlicht, trocken, ohne Geschmack, und enthalten fünf Fächer und fünf Samen: da im Gegentheil die Preusselbeeren sehr saftig und sauer sind, und vier Fächer nebst
- X 4

*) Seit einiger Zeit hat man angefangen, das *Rhododendron ferrugineum* statt des obigen anzuwenden.

sehr vielem Samen einschließen. Die Blätter dieser Steinbeere (*Hb. s. Fol. Uvae ursi*), von denen ausser dem schon angeführten noch zu merken ist, daß sie klein, eyrund, glatt, hart, oben dunkelgrün unten bleicher sind, sind in neueren Zeiten in Gebrauch gekommen, und haben einen bitteren und zusammenziehenden Geschmack.

338. Wintergrün, Pflänzchen (*Pyrola rotundifolia*, Zorn. t. 193.) wächst bey uns in Wäldern auf moosigten Plätzen. Die Blätter kommen sämtlich aus der Wurzel. Sie haben lange Stiele, sind rund, am Rande wenig gezählet, glänzend, und bleiben den Winter über grün. Zwischen ihnen kommt der Blumenstängel hervor, an welchem die weissen, wohlriechenden, fünfblättrigen Blumen traubenartig stehen. Das Kraut (*Hb. Pyrolae*), das jetzt selten mehr in Apotheken gebraucht wird, hat keinen Geruch, und einen etwas zusammenziehenden bitterhaften Geschmack.

339. Storaxbaum (*Styrax officinalis*, Zorn, t. 304.) wächst nicht nur in Syrien, Palästina, Aethiopen, Arabien, Kreta und andern Inseln des Archipelagus, sondern auch häufig in Italien und der Provence. Von diesem Baume soll das bekannte gumichte Harz, der Storax (*Storax, Styrax*), herkommen. Man erhält dasselbe entweder durch Einschnitte, welche zu gewissen Zeiten in den Stamm und die Aeste gemacht werden, oder, wie andere wollen, indem die Rinde des Baumes durch ein gewisses Insekt durchstochen wird, wornach das Harz, das sich nach und nach verdicket, ausfließen soll. Obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Storaxbäume in Italien und Frankreich nicht ebenfalls dieses Gummiharz geben

geben sollten; so ist doch wahrscheinlich, daß die Bäume in den heißen Ländern ungleich ergiebiger seyn müssen, da bey nahe aller Storax aus der Türkei über Marseille zu uns gebracht wird. Es sind zweyerley Sorten Storax im Handel, nemlich der auserlesene und gemeine. Der auserlesene oder der Storax in Körnern (*Storax granulata* L. in *granis*) wird in Stücken von verschiedener Größe und Gestalt, gewöhnlich in Blasen, gebracht, die aus gelben, braunen und weissen Stückgen gleich der Benzoes oder dem Ammoniak zu bestehen scheinen. Er ist glänzend, zähe, und hat einen sehr angenehmen Geruch, und einen gewürzhaften balsamischen Geschmack. Am Feuer schmilzt er leicht, und an der Flamme eines Lichtes entzündet er sich mit einem hellen Scheine. Obgleich die Pharmacopoe ihn zu halten befiehlt, so kann er seiner Seltenheit wegen doch nicht aufgeschafft werden. Der gemeine Storax (*Storax calamita* *) *vulgaris*, *Scobs storacina*, ist vom vorigen in seinem Ansehen gänzlich verschieden. Man bringt ihn in sehr großen hellbraunen Stücken, die bey nahe wie Torf aussehen, sich leicht zerreiben lassen, und an denen man von aussen deutlich genug wahrnimmt, daß sie gepreßt worden sind. Herr Wiegleb hält ihn bloß für die verkleinerten und zusammengepreßten Ueberbleibsel von der Auslochung des schwarzen Peruvianischen Balsams, weil sein Geruch damit sehr übere-

Æ 5 ein

*) Der eigentliche *Storax calamita* oder *cannulata* der Alten, der in Schüsblättern eingehüllt verschickt wurde, ist die feinste Sorte dieses Gummiharzes, den ich zu sehen noch nie Gelegenheit gehabt. Er soll von selbst aus dem Baume fließen, zähe und von gelbrother Farbe seyn.

einkömmt. Er scheint fast ein Gemische von feinen Sägespänen, Sand und anderen Unreinigkeiten zu seyn, denen man mit Storax bloß den Geruch gegeben hat. Es ist diese Sorte Storax seit einigen Jahren so sehr schlecht geworden, daß sie der vorigen weder an Farbe, Zusammenhang, noch Geruch mehr ähnlich ist. Zur Ursache dieser Veränderung giebt man vor, daß der Fabrikante dieser Sorte in der Levante nebst seinem Geheimniß gestorben sey. Am Feuer brennt er. Der Weingeist löset daraus die harten Theile auf. Das Wasser bekömmt eine Goldfarbe, und nimmt etwas vom Geruch und Geschmack in sich. Wenn er warm gemacht und in einem Beutel zwischen zwey recht heißen Platten gepreßt wird, giebt er ein flüssiges, braunes, nach Storax stark riechendes Harz. Man erhält aus dem Storax auch ein ähnliches wesentliches Salz als aus der Benzoes, und auf eben dieser Weise, nur in ungleich geringerer Menge.

240. Benzoesbaum (Styrax Benzoin) ist ein Baum von mittelmäßiger Größe, der in Sumatra wächst, und von dem, nach der Versicherung des Herrn Ritter Murray, die Benzoe, das Benzoesharz oder der wohlriechende Asand (Benzoes, Asa dulcis) erhalten wird. Nachdem derselbe sechs Jahre alt, oder der Stamm sechs bis acht Zoll dick geworden, wird die Rinde derselben da, wo er sich in Aeste zertheilt, der Länge nach bis aufs Holz durchgeschnitten, worauf das Harz ausfließt, antrocknet, und mit dem Messer abgeschabt wird. Ein einzelner Baum giebt nicht über drey Pfunde desselben, und das Einschneiden des Stammes kann nicht öfterer als innerhalb zehn oder zwölf Jahren wiederholt werden. Die

Benzoës, die zuerst ausfließt, soll die beste, nemlich ganz weiß, weich und von durchdringendem Geruch seyn. Diese wird aber nie herübergebracht. Die bey uns gebräuchliche kömmt in großen Stücken vor, an deren Oberfläche man noch die Eindrücke der Binsen oder Rohrmatten bemerkt, womit sie bedeckt gewesen. Sie ist trocken, spröde, rothbräun, und mit Körnern von verschiedener Größe, von hellerer oder dunklerer Farbe vermischt. Sie riecht sehr angenehm, besonders, wenn sie gerieben oder erwärmt wird, und hat einen süßlichen Geschmack. In Weingeist wird sie ganz aufgelöst, das Wasser zeigt sehr wenige, und ausgepresste und ätherische Oehle gar keine Wirkung darauf. Durch die Destillation mit Wasser erhält man auch kein ätherisches Oehl daraus. Je mehr die Stücke durchsichtig sind, und je mehrere und größere weiße Körner darin bemerkt werden, um desto besser ist dieses Harz. Diejenige, die so voll von weißen Flecken ist, daß sie wie zerbrochene Mandeln aussieht, ist die beste, und pflegt Mandelbenzoe (Benzoës amygdaloides) genannt zu werden. Die braune schwärzliche, mit Unreinigkeiten und nicht mit weißen Körnern versehene, Benzoës in Sorten (Benzoës in sortis) ist schlecht. Es giebt dieses Harz fast den zehnten Theil seines Gewichts an saurem Salz oder Benzoësblumen, woson die Handgriffe zur Bereitung nachher sollen angezeigt werden.

241. Copaiwabäum, (*Copaiifera officinalis*, Zorn. t. 323.) wächst in Brasilien, auf der Insel Maranhon, Guiana, bey Tolu und auf den Antillischen Inseln, und wird sehr groß. Sein Holz soll so roth als mit Mennig gefärbt, und sehr hart seyn. Nach einem gemachten Einschnitte,
der

der tief und zu rechter Zeit geschieht, fließt der
 bekannte Copaiu, oder Copahubalsam (*Bal-
 samus Copaivae* s. de Copaiba) in solcher Menge
 heraus, daß man in drey Stunden zwölf und
 mehrere Pfunde in untergeschicte Gefäße sammeln
 kann. Der gemachte Einschnitt verwächst näch-
 her von selbst, oder wird auch wohl mit Wachs
 oder Thon verklebt. Aus erwachsenen Stäm-
 men kann in einem Jahre zwey bis drey mal der
 Balsam auf dieselbe Art erhalten werden. Er
 ist ein flüssiges Harz, welches dünner als der
 Terpentin und von hellgelber Farbe ist: zur
 Zeit aber undurchsichtiger, zäher und zum
 Brauche untauglicher wird. Der Geschmack ist
 scharf und bitter: der Geruch angenehm und ge-
 würzhast. Doch hat man zweyerley Sortungen,
 die sich nach ihrem Vaterlande unterscheiden.
 Der Balsam, der von Brasilien kömmt, ist
 dünn, klar, wohlriechend und von bloßer Farbe;
 derjenige dagegen, der von den Antillischen In-
 seln seinen Ursprung ziehet, ist dick, goldgelb,
 undurchsichtig, von unangenehmeren terpentin-
 artigen Geruch, und scheint durch Auskochen der
 Aeste erhalten zu seyn. In höchstrectificirtem und
 vornehmlich tartarisirtem Weingeist wird er, wenn
 er rein ist, vollkommen aufgelöst. Man pflegt
 diese Waare gemeiniglich mit einer Art von sehr
 flüssigem Terpentin zu verfälschen, und dieser Ver-
 trug läßt sich durch den Geruch, wenn man etwas
 auf ein glühendes Eisen tröpfelt, errathen. Die
 Verfälschung mit einem ausgepreßten Oehl z. B.
 Mandelöhl giebt sich durch die Zumischung von
 vier Theilen tartarisirtem Weingeist gegen einen
 Theil Balsam leicht zu erkennen, denn der auf-
 richtige löst sich ganz in diesem auf und bleibt klar:

der verfälschte hingegen wird trübe und milchig. Um überhaupt den gekünstelten oder verfälschten von dem aufrichtigen zu unterscheiden, schreibt man folgende Probe vor. Man soll nemlich einen Tropfen davon mit einer Stecknadel aufheben, und ihn in ein Glas kaltes Wasser fallen lassen; sinkt er unter, ohne sich im Wasser aufzulösen oder seine Gestalt zu verändern, so soll der Balsam aufrichtig: wenn er sich hingegen ausbreitet und auf der Fläche des Wassers schwimmt, nachgekünstelt oder verfälscht seyn. Diese Probe aber ist ganz trüglich, da eben der frische und ächte Balsam auf der Oberfläche des Wassers schwimmt: der alte, zähe gewordene dagegen zu Boden sinkt. Man erhält aus dem Kopatsbalsam, durch die Destillation mit Wasser ein dünnes, angenehm und gewürzhafte riechendes wesentliches Oehl, welches an Gewicht beynähe die Hälfte des Balsams beträgt, aber nicht lange die dünnflüssige Beschaffenheit behält. Von blauer Farbe, so wie es andere wollen gesehen haben, ist es von mir nie bemerkt worden. Wahrscheinlich rührte diese von dem Kupfer der Destillationsgefäße her.

242. Aloesbaum (*Aloexylum Agallochum*) ist ein hoher in Conchinchina wachsender Baum, in dessen alten abgestorbenen hohlen Stämmen nach dem Berichte des Pater von Laureiro das eigentliche Aloe, oder ächte Paradiesholz (*Lignum Aloes* s. *Agallochi veri*), welches auch Calambac genannt wird, als ein Harzklumpen vorgefunden wird. Es besteht aus Stücken von verschiedener Größe und Dicke, die eine fast schwarze Farbe mit aschgrauen Adern haben, und beynähe ganz aus Harz bestehen. Es ist schwer, sinkt

sinkt aber dennoch im Wasser nicht unter, und auf Kohlen gelegt, fließt das Harz mit einem sehr angenehmen Geruche heraus. An Glas gerieben, läßt es einen harzigen Flecken zurück, der sich weder mit Wasser, Speichel, ausgepreßtem Oehle, sondern allein mit Weingeist wegnehmen läßt. Da es seiner Kostbarkeit wegen dem Golde gleich geschätzt, und mit zwey bis dreyenmal so viel Silber, als es wiegt, in China bezahlt wird, so kömmt es höchst selten nach Europa. Eine schlechtere Sorte wird Aspalathholz (*Lignum Aspalathi*) genannt. Es ist dieses leichter, weniger harzig, heller gefärbt, und macht das Glas beym Anreiben nicht harzig. Dieses soll von mehreren Bäumen gesammelt werden, als von dem in Malacca wachsenden Adlerbaum (*Aquilaria ovata*) und dem auf den moluckischen Inseln einheimischen Blendbaum (*Excoecaria Agallocha*). Es sehen diese wahrscheinlich durchs Alter, eben so wie unsre Fichten ein Harz miten im Stamme ab.

2. Mit zwey Stempeln.

243 Weißer Steinbrech (*Saxifraga granulata*, Zorn. t. 309.) wächst an Bergen. Die Blätter, die aus der Wurzel kommen und auch die unteren am Stängel sind gestielt, nierenförmig, und an der Spitze in Lappen zertheilt oder tief eingeschnitten. Der Stängel ist gerade, rauch, oben in Nebenzwänge getheilt, woran kleine liliensförmige Blätter ohne Stiele sitzen. An der Spitze des Stängels stehen sechs bis sieben große weiße, fünfblättrige Blumen. Die ganze Pflanze überhaupt ist klebrig anzufühlen. Die Wurzel (Rad,

(*Rad. Saxifragae albae*) besteht aus lauter kleinen, runden Körnern, die mit einer rothen, haarigen Haut überzogen, durch Fasern mit einander verbunden sind, und ein weisses unschmackhaftes und geruchloses Fleisch enthalten. Der Gestalt wegen sind diese einzelnen Körner fälschlich mit dem Namen Steinbrechsammen (*Semen Saxifr. alb.*) belegt worden.

244. Seifenkraut (*Saponaria officinalis*, Zorn. t. 136.) wächst an feuchten Orten. Die Wurzel hat die Dicke eines starken Federkiels, ist lang, gegliedert, fasericht, von aussen rothbraun, inwendig weiß, von süßlichem, schleimigem und dabey herbem Geschmack. Sie treibt einen hohen und geraden Stängel, der mit gegeneinandergesetzten, ungestielten, lanzettförmigen, und mit drey Mittelribben bezeichneten Blättern von keinem Geruch und Geschmack versehen ist. Zwischen den Blättern kommen die Nebenstängel hervor, die weiße oder röthliche, einzelne, fünfblättrige und große Blumen tragen, auf deren Kronblättern man eine zweispitzige Schuppe gewahr wird. In Gärten sind die Blumen gefüllt. Die Blätter und Wurzel (*Hb. Rad. Saponariae rubrae*) sind officinell. Das Dekokt von den Wurzeln vornehmlich aber den frischen Blättern zeigt eine der Seife nachkommende Beschaffenheit, indem es nicht nur stark schäumt, sondern auch Fettflecke so gut als Seife wegnimmt. An einigen Orten sollen arme Leute sich desselben statt der Seife bedienen. Zum officinellen Gebrauch muß die Wurzel im Frühjahr gegraben, und statt derselben die bald zu erwähnende unkräftige weiße Seifenwurzel nicht gesammelt

sammelt werden. Ein Pfund der getrockneten Wurzel giebt fünf Unzen wäſſriges Extrakt.

245. Mägelchen, Gartennelken (*Dianthus Caryophyllus*, Zorn. t. 346.). Von dieſer in allen Gärten bekannten Blume ſammelt man die rothen Blumenblätter (*Flor. Tunicae* ſ. *Caryophyllorum rubrorum*). Im Trocknen verlieren ſie nicht leicht ihren Geruch, den ſie aber ſelbſt bey gelindem Kochen gänzlich einbüßen.

3. Mit fünf Stempeln.

246. Fette Henne, Donnerbart, Wolfsbohnen (*Sedum Telephium*, Zorn. t. 486.) wächst auf trockenen Anhöhen. Es treibt einen geraden röthlichen Stängel, woran die eiförmigen, am Rande ſägenartigen, dicken und ſaftigen Blätter einander gegenüber ohne Stiele ſtehen. An der Spitze des Stängels und der Seitenäſte kommen viele grünlich weiße, aus fünf Blumenblättern beſtehende Blümchen hervor, die einen platten Strauß bilden. Die Wurzel (*Rad. Fabariae, Fabae crassae, Telephii, Crassulae maioris*), iſt weiß, dick, kurz, ſäſerich und von ſchleimigen etwas herben Geſchmack.

247. Klein Sautlauch, Mutterpfeffer, Ohnblatt, Blattlos (*Sedum acre*, Hayne t. 15.) wächst häufig an ſandigen Orten. Es hat kurze Stängel, woran viele dicke, ſaftige, längliche runde und kleine Blätter ohne Stiele ſehr nahe an einander ſtehen. An der Spitze kommen viele gelbe, fünfblättrige, reguläre Blumen hervor. Das Kraut (*Hb. Sedi minoris* ſ. *vermicularis, Mecebrii*), welches einen beißenden pfefferartigen Geſchmack hat, der ſich aber im Trocknen verliert,

llert, wird aufs Neue empfohlen. Eine andere ihr sehr ähnliche Art (*Sedum sexangulare*) kann davon durch den Geschmack, der wässrig und nicht scharf ist, unterschieden werden.

248. Sauerklee, Hasenkohl, Alleluja (*Oxalis Acetosella*, Zorn t. 9.) wird in den Wäldern häufig gefunden. Die Wurzeln treiben kurze und feine Stiele hervor, auf deren Spitze drey bleichgrüne haarige Blätter, gleich dem gemeinen Klee, stehen, von denen jedes einzelne Blättchen oberherzförmig ausgeschnitten ist. Die Blume, die zwischen denselben auf einem längeren Stängel hervorkommt, ist weiß, regulär, und besteht aus fünf zarten Blumenblättern. Die Blätter (*Hb. Acetosellae, Liniulae*) schmecken sehr angenehm und stark sauer: diese Säure aber vergehet im Trocknen. Sie werden daher auch nicht trocken aufbehalten, sondern aus den frisch gesammelten wird das wesentliche Salz auf die nachher anzudeutende Weise aus dem Saft geschieden.

249. Weißes Seifenkraut (*Lichnis dioica*). Diese gemeine Pflanze hat einen geraden ästigen Stängel. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind eiförmig, zugespitzt, lang, weißlich, weich und haarig. Oben an den Enden der Stängel stehen die regulären Blumen, deren Kelch länglich, aufgeblasen und fünfzählig ist. Eine jede hat fünf bald weiße bald rothe Blumenblätter, die oben ganz flach, und deren Nägel so lang als der Kelch sind. Männliche und weibliche Blumen stehen auf abgesonderten Pflanzen. Die Wurzel (*Rad. Saponariae albae*) hat weder Geruch noch Geschmack.